

Feuilleton : Erinnerungen an 1871

Autor(en): **Dufour, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **18 (1910)**

Heft 7

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-545463>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hägendorf. Präsident: Gottfried Studer; Vizepräsident: Siegf. Schmid, zugleich Hilfslehrer; Aktuar: Adolf Studer; Kassier: Franz Kohler; Material-

verwalterin: Frä. Berta Röheli; Krankenmobiliarverwalterin: Frau Louise Uebelhardt; Rechnungsrevisoren: Frau Frieda Kamber und Albert Röheli.



An die Sektionen des Schweizerischen Samariterbundes.

Einladung zur ordentlichen Delegiertenversammlung 1910 in Biel.

In Ausführung von § 12 der Bundesstatuten hat der Bundesvorstand beschlossen, die diesjährige ordentliche Delegiertenversammlung auf Sonntag den 19. Juni einzuberufen.

Wir laden Sie höflich ein, allfällige Anträge Ihrer Sektion, sowie die Namen der Delegierten bis spätestens den 4. Mai dem Präsidenten einzusenden. Nach Ablauf dieser Frist wird das Traktandenverzeichnis festgestellt und mit der definitiven Einladung zur Delegiertenversammlung an die Sektionen versandt werden.

Indem wir noch speziell auf die §§ 11, 12, 13 und 14 der Statuten aufmerksam machen, sprechen wir die angenehme Erwartung aus, daß möglichst alle Sektionen in Biel vertreten sein werden, und zeichnen

Mit Samaritergruß

Namens des Zentralvorstandes des Schweiz. Samariterbundes:

Der I. Sekretär:

W. Merz.

Der Präsident:

H. Santner.



Feuilleton.

Erinnerungen an 1871.

Von Herrn A. Dufour.

(Fortsetzung.)

In unserem 6000 Einwohner zählenden Städtchen befanden sich am Abend jenes denkwürdigen 2. Februar noch 8500 dieser beklagenswerten Fremdlinge, die durch ihr Unglück unsere Gäste geworden waren. Kasernen, Kirchen, Kapellen, das Schloß, wo sich damals die öffentlichen Schulen befanden, das Kasino, alles wurde für die Kranken reserviert. Kurz, alle öffentlichen Gebäude waren überfüllt.

Gegen 11 Uhr nachts traf unerwartet dann noch das 60. Linienregiment ein, in ziemlich guter Ordnung und — eine löbliche Aus-

nahme — von seinen Offizieren begleitet. Es war keine Möglichkeit vorhanden, diesen Braven, welche, wie das Jägerbataillon, von dem ich später noch erzählen werde, den Rückzug des Restes der Armee gedeckt hatten, etwelche Unterkunft bieten zu können. Man gab sich aber eine unendliche Mühe, ihnen diesen Halt so wenig peinlich als möglich zu gestalten. Sofort wurden Wagen mit großen Scheitern Holz beladen (die den Vorräten für Heizung der Schulräumlichkeiten entnommen wurden) und man fuhr mit diesen auf den großen

Platz „la Plaine“, wo man 43 mächtige Bivakfeuer anzündete, um welche die Mannschaften sich sofort gruppieren.

Einen Moment vorher war ich leider Zeuge eines gewiß sehr bedauerlichen Zwischenfalles gewesen. Auf dem Platze angekommen, ließen die Offiziere die Mannschaft sofort antreten. Ein armer, vor Kälte zitternder Soldat, wohl erschöpfter und erfrorener als die andern — denn die Kälte war schrecklich — unfähig, die über seine Wangen rollenden großen Tränen zurückzuhalten, blieb stumm an seinem Platze stehen. « Mauvais soldat! » herrschte sein auf ihn zueilender Leutnant ihn an, mit seinem Stocke zum Schlage ausholend. Aus der umstehenden Menge ertönte ein erzürntes Gemurmel und der Offizier, der einsah, daß es ihm schlecht ergehen würde, wenn er sein unfähiges Opfer noch mehr quälte, entfernte sich murrend. Als die Feuer angezündet waren, verteilte man den Neuangekommenen Brot in genügender Menge, heute Abend war noch welches vorhanden, doch andern Tages war der Vorrat erschöpft. Ich näherte mich einem Unteroffizier mit grauem Schnurrbarte: „Meiner Treu, Sergeant“, sagte ich zu ihm, „wir möchten euch gerne besser empfangen, doch Platz gibt es leider nirgends mehr.“ „Wieso denn besser, mein Bürger?“ antwortete mir der brave Mann. Wir haben ja prachtvolle Wachtfeuer, wahrhaftige Holzfeuer, und ausgezeichnetes Brot! Wir würden nicht mit Herrn von Nottschild tauschen!“

Endlich wurde, um das so willkommene Brot etwas anzufeuchten, der Truppe noch Wein und Branntwein verabreicht. Wie sehr dieser Trunk von den am Feuer ruhenden Mannschaften geschätzt wurde, konnte man wohl aus dem befriedigten Ausdruck ihrer Züge schließen, mit dem sie die Becher reichten und leerten.

Unter der Bürgerschaft hatte sich ein freiwilliges Hilfskomitee gegründet, welches die Behörden so viel als möglich und mit Aufwand aller Kräfte unterstützte, war doch den-

selben, sowie den Militärbehörden durch die Invasion der sich flüchtenden Armee eine kaum zu bewältigende Aufgabe erwachsen.

In dieser Nacht nun (2. auf 3. Februar) kamen wir, meine Kollegen und ich, auf die Idee, den totmüden, halberfrorenen, armen Soldaten des 60. Linienregimentes etwas Warmes zu verabreichen, was sie mehr als alles andere stärken müßte. Wir verfügten uns daher zur Kaserne, wo Mutter S., die achtungswerte Marktenderin, deren Name mir leider entfallen ist, für die dort internierte Truppe die Morgensuppe zubereitete. „Mutter, wir müssen eure Suppe haben für die Mannschaft im Bivak auf der „Plaine“! riefen wir, in ihre Küche einbrechend. „Meine Suppe? Aber Kinder, seid Ihr toll? Ja, gekocht ist sie und ich gehe nun schlafen. Wenn ich die Suppe hergäbe, was erhielten dann die armen, hier schlafenden Soldaten zum Frühstück?“ „Ihr werdet andere Suppe bereiten!“ „Andere? und mit was denn, ich bitte? Nein, nein, Ihr bekommt sie nicht; ganz langsam lasse ich sie hübsch auf der Glut weiter kochen und die braven Leute, welche da oben schlafen, werden sich morgen früh die Finger darnach schlecken. Ihr seid mir ja alle recht lieb, aber laßt mich jetzt im Frieden!“ Den Mut nicht verlierend, bitten wir sie, beschwören wir sie, wir schmeicheln ihr, fassen ihre Hände . . . , ich glaube — Gott verzeihe mir — wenn es hätte sein müssen, wir hätten sie geküßt, trotz ihrer Runzeln und ihres Schnurrbartes! Nach und nach schien sie geneigt, nachzugeben und zeigte sich bereit, wenn es denn durchaus sein müsse, eine andere Suppe zu kochen, jedoch nur unter der Bedingung, daß wir ihr das Nötige dazu herbeischaffen sollten.

Nun eilten wir in die Stadt zurück; wir zogen die Hausglocken der Spezierer und Gemüsehändler, wir hießen sie aufstehen, um uns zu bedienen und bald zogen wir wieder in die Kaserne ein, reich beladen mit Bohnen, dörren Erbsen, Reis, Schweinefett und anderem mehr.

Wir bezahlten die Kaufleute mit Gutscheinen auf die Gemeindefasse, die selbstverständlich später ohne Anstand eingelöst wurden. Und die brave Mutter H. willigte ein! Bald fanden sich einige willige Träger, denn die Straßen wimmelten noch von Neugierigen und andern Leuten, die gerne Hilfe leisteten. Wir gossen die dampfende Suppe in drei oder vier mächtige Kessel, steckten Stäbe durch die beiderseitigen Henkel und trugen sie mit unseren freundlichen Helfern sofort auf den Platz. Bevor wir dort ankamen, gebot ich ihnen Halt im Schatten des Schlosses und eilte, meinen Unteroffizier zu suchen.

„Gebt den Befehl, zur Suppe zu blasen“, flüsterte ich ihm ins Ohr. „Zur Suppe? Unmöglich? Ihr scherzt, Bürger!“ „Absolut nicht, es ist mein voller Ernst, gewiß, laßt nur blasen, aber saget nichts!“

Da sprang er auf und schrie: „He, dort unten der Trompeter der zweiten Kompagnie! Hierher!“ und der Trompeter eilte sofort zur Stelle. Ich ließ ihn auf dem Perron des Hauses Raef Stellung nehmen, eine Minute zu warten und dann laut zur Suppe zu blasen, und begab mich selbst wieder zu unsern Trägern, die mit ihrer kostbaren Last beim Schlosse zurückgeblieben waren. Plötzlich ertönte das Zeichen. Alle Köpfe fuhren empor, alle Hälse reckten sich und der Zug, lebhaft begrüßt von den Zurufen unserer Gäste, schritt langsam durch die Gruppen, an den großen Nachfeuern vorbei, deren sprühende Flammen diese unvergeßliche Szene beleuchteten. Von allen Seiten kamen die kleinen Gamellen. Da mußte man sehen, wie gierig und lüstern die Lippen sich in die noch heiße Suppe tauchten; wohl verbrannte mancher sich vielleicht ein wenig die Zunge, doch, welch Festmahl, welche Lust, nach so vielen Tagen wieder einmal stärkende schmackhafte Nahrung zu genießen! Gewiß möchten heute noch viele alten Soldaten in Frankreich sich dieser glückseligen Mahlzeit erinnern! Was mich betrifft, so gehört diese Episode zu den-

jenigen, deren man gerne und oft gedenkt im Leben; wie viele gibt es leider, welche man lieber vergessen möchte!

Ein anderer rührender Vorfall, dem ich leider persönlich nicht beigewohnt habe, dessen Einzelheiten mir aber von Augenzeugen verbürgt wurden, möchte ich hier einschalten.

Eine der letzten Truppen, die in Nverdon einrückten, war ein Bataillon Jäger zu Fuß, welches, wie das 60. Linienregiment, den Rückzug decken mußte. In schöner Ordnung zogen sie auf der Straße von Orbe (wenn ich nicht irre) daher. Bei der Brücke von Gleyre angekommen, ritt der Kommandant zur Seite und rief mit vor Wehmut gebrochener Stimme der Truppe zu: „Hier, meine Kinder, müssen wir uns trennen!“ Das ganze Bataillon defilierte vor ihm und je nachdem die Kompanien vorbeimarschierten, lösten sich die Offiziere und Unteroffiziere von der Truppe, um die Hand des greisen Führers zu drücken, welchem die Tränen unaufhaltsam über die Wangen rollten. Dann kehrten sie wieder zu ihrer Mannschaft zurück. Ich bedauerte sehr, nicht Augenzeuge dieser Szene gewesen zu sein, um ebenfalls dem Braven meine Ehre zu erweisen. Die Liebe zu seiner Truppe und die Verehrung, welche dieselbe ihm zollte, erklärten überreichlich, meine ich, die rühmenswürdige Ordnung, die er bis zum letzten Augenblicke bei seinen Untergebenen zu erhalten gewußt hatte, waren sie doch die allerletzten, welche die schweizerische Grenze überschritten. Wären alle Chefs von solchem Geiste besetzt gewesen, so möchte ich zu der Ueberzeugung geneigt sein, daß der Sieg des Generals von Werder über die Armee des Generals Bourbaki wohl kein so leichter hätte sein dürfen.

Wücher könnte man schreiben über all die rührenden Episoden dieser traurigen Tage. Hier unter andern ein Beispiel: In einer kleinen Straße in der Nähe der „Plaine“ saß, heftig weinend, eine sehr arme Frau auf der Schwelle ihrer dürftigen Wohnung. Als

man sie um die Ursache ihrer Tränen befragte, sagte sie: „Ach, ich habe ja gar nichts mehr wegzugeben, kein Krümmchen Brot, keinen

Rappen und es sind ihrer so viele, viele dieser armen Leute!“

(Fortsetzung folgt.)

Don der Kurpfuscherei.*)

Ihr Mitarbeiter spricht auf Seite 55 den Wunsch aus, die Leser des Organs, welche Erfahrung über Heilanstalten zc. haben, möchten diese veröffentlichen. Es dürfte daher von allgemeinem Interesse sein, die Kurpfuscherei im Kanton Glarus zu beleuchten. Zur Einleitung einige Beispiele: Ein Mann ist auf der Durchreise, um sich an Magenkrebs operieren zu lassen, er hört von den Heilungen einer alten Hebamme Geering (nunmehr amtlich versorgt), geht hin, man garantiert Heilung und klebt ein Heftpflaster auf den Bauch. Eine nunmehr fortgezogene Frau Graf behandelte alles mit Blütenwein. Ein Schuhmacher Reding vertreibt Geheimmittel, Institut Quisjana. Vor elf Jahren sandte ich ein Mädchen wegen Tuberkulose der Halswirbelsäule in den Spital, damit die Wirbel gerade ausheilen könnten, statt dessen lief die Mutter zu einem Kurpfuscher namens Blaser, der ein starkes Abführmittel gab (es entleerte sich darauf ein Senkungsabstrich); es trat dann Naturheilung ein, indem die Wirbel krumm heilten (weil keine Streckung vorgenommen wurde), was ich durch den Spitalaufenthalt hatte vermeiden wollen. Nach dem Tode Blasers fährt dessen Frau ruhig weiter und läßt aus diesem erschwindelten Gelde ihre Tochter angeblich Medizin studieren. Allen Patienten verordnet sie, d. h. gibt sie Starrwurzelextrakt (wahrscheinlich das äußerst giftige Mittel Aloe). Frau Blaser gab einer ihrer Patientinnen an, ihre Tochter hätte zwei Jahre Schule (Gymnasium) überspringen

können nach dem Einnehmen dieses Starrwurzelmittels, was die Patientin fest glaubte! Viele Leute glauben an Verhexen der Kinder und werden leider in diesem Glauben durch gewisse Leute, die sie konsultieren, bestärkt. Für heute mögen diese Beispiele genügen.

Wie kann man am besten diesem Schwindel abhelfen? Was können die Ärzte tun? Letztere können — wie Ihr Mitarbeiter betont hat, und zwar mit vollem Recht — die Leute in Kurzen aufklären, das macht schon sehr viel aus, aber viel zu wenig. Wenn wir patentierten Ärzte gegen die Kurpfuscherei losziehen, so legt man uns das fälschlicherweise als Brotneid oder Konkurrenzneid aus. Im Jahre 1873 wurde in hiesigem Kanton die Freigabe der ärztlichen Praxis von der Landsgemeinde eingeführt, nachdem Ärzte eine Frau wegen unerlaubten Praktizierens eingeklagt hatten. Seither wurde diese Sache politisch ausgenutzt, indem die Demokraten den Satz aufgestellt haben, es verstoße gegen die Gewerbefreiheit, wenn nur patentierte Ärzte praktizieren dürfen. Es stand ja sogar in einem Amtsbericht zu lesen, es sei jedem Glarner freigestellt, mit oder ohne ärztliche Hülfe zu sterben. Dies soll heißen, jeder kann zu seinem beliebigen Arzt gehen im Gegensatz zum Schüler, der von Staats wegen in die Schule zu gehen gezwungen ist; deshalb muß ein Primarlehrer ein Patent haben, der Arzt nicht. (Vom Kaminsfeger wird Sachkunde verlangt. Siehe Landsbuch Seite 300.)

*) Im folgenden geben wir auf Wunsch unserm geschätzten Mitarbeiter aus Glarus das Wort zur Beleuchtung speziell glarnerischer Verhältnisse, obwohl wir uns grundsätzlich jeder Politik ferne halten.